Schriften der
Deutschen Hochschule für Politik
Herausgegeben von
Paul Meier-Benneckenstein

Generalleutnant a. D. Horst von Metzsch

Zeitgemäße Gedanken um Clausewitz

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Schriften der Deutschen Hochschule für Politik
Herausgegeben von Paul Meier-Benneckenstein

I. Idee und Gestalt des Nationalsozialismus
Heft 30

Horst von Metzsch

Zeitgemäße Gedanken um Clausewitz

Zeitgemäße Gedanken um Clausewitz

Von

Horst von Metzsch
Generalleutnant a. D.

1937
Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Druck der Hofbuchdruckerei C. Dünnhaupt, K.-G., Dessau.

Als jemand den Führer der französischen Delegation in der Londoner „Nichteinmischungskonferenz" darauf hinwies, daß vor 1914 Ereignisse, wie wir sie heute in Spanien erleben, schon längst zu einem Großkrieg geführt haben würden, erwiderte dieser Franzose: „Man wußte damals nicht, was Krieg war."

Man hätte es aber wissen können, wenn man Karl v. Clausewitz, den „bedeutendsten Kriegsphilosophen aller Zeiten" als den Propheten des absoluten und totalen Krieges erkannt hätte, als den wir ihn heute schätzen. Wohl wußten Soldaten und Gelehrte aller großen Völker um ihn. Wohl war sein Werk „Vom Kriege" im England des Weltkrieges eines der meistgelesenen Bücher. Wohl hat sich der deutsche Generalstab auch an diesem großen Denker geschult. Aber Gemeingut der Nation war von dem kostbaren Gedankengut des reichen Geistes wenig oder nichts. Die breite Öffentlichkeit kannte ihn kaum dem Namen nach.

Trotzdem verzichte ich auf den hoffnungslosen Versuch, die gewaltige geistige Hinterlassenschaft auf wenigen Seiten möglichst erschöpfend darzulegen. Ich kann auch nur abraten, die lange Reihe der inhaltschweren Bände Zeile um Zeile zu studieren. So manche bedarf des erläuternden Kommentars. Andere bieten uns, weil vor mehr als hundert Jahren niedergeschrieben, Gedanken, die inzwischen unzeitgemäß geworden sind. Unzeitgemäß sind, zum Beispiel, alle diejenigen Gedankengänge des Kriegsphilosophen, die unmittelbar an die damalige, ziemlich primitive Waffentechnik anknüpfen. Von ihnen müssen wir uns ganz absetzen. Unzeitgemäß ist auch die Auffassung, daß es des Krieges selbst oder sogar der „Kriegsgewöhnung" bedürfe, um die Nation zu kriegerischen Tugenden zu erziehen. Aber es bleibt dennoch eine große Reihe zeitloser, zeitungebundener Gedanken übrig. An diese möchte ich anknüpfen und nur die einfachsten von den

einfachen herausgreifen. Denn wenn wir wollen, daß Wissen zum Volksbewußtsein wird — und das muß man auf dem wehrpolitischen Gebiete wollen — dann kann es sich nur um ein ganz einfaches Wissen handeln. Daß Kriegskunst oder Wehrpolitik an sich etwas Einfaches seien, wird niemand behaupten können. Clausewitz weist wiederholt darauf hin, wie kompliziert der Aufbau eines Heeres ist, bis es an den Feind gelangt. Aber er fügt hinzu, daß alle Wehrarbeit trotz ihrer Vielfalt schließlich in wenigen großen Resultaten mündet. Aus dieser Überlegung heraus hat er sich eingesetzt für eine Vereinfachung des Wissens. Vereinfachung ist nicht Verflachung. Clausewitz meint damit vielmehr, daß, wenn man Wehrpolitik lehrt, man nicht belasten oder gar prunken soll mit wehrwissenschaftlichen Einzelheiten und kriegswissenschaftlichen Weisheiten, daß man sich aber auch nicht darauf beschränken darf, das aufklärungsbedürftige Volk auf eine primitive Weise, das heißt: durch Schlagworte zu unterrichten. Zwischen diesen beiden Polen liegt das einfache Wissen, das, ohne in einen hoffnungslosen Wettbewerb mit dem Militärisch-Sachlichen zu geraten, das Unwichtige von dem Wichtigen zu unterscheiden, das Zeitgemäße von dem Unzeitgemäßen zu trennen und instinktiven Anteil zu nehmen versteht an jenen „wenigen großen Resultaten“, zu denen sich das Fazit aller Wehrpolitik schließlich verdichtet.

Clausewitz hat sich aber nicht nur eingesetzt für eine Vereinfachung des Wissens. Er hat auch eine Vereinfachung des Staates befürwortet. Diesen vereinfachten Staat haben wir heute. So gesehen, müssen wir daher Clausewitz als einen Vorkämpfer unseres Dritten Reiches betrachten. Er wußte nur allzu gut, daß schon damals der Inhalt des Staates in einer so gefährdeten Lage, wie sie die deutsche im zentraleuropäischen Raume immer sein wird, nur einheitlich geleitet zu der erforderlichen Widerstandskraft gebracht werden kann.

Allein, dieser Führerstaat ist kein Geschenk, sondern eine Verpflichtung. Diese politische Lebensform der Nation bedarf nicht nur des staatlichen Apparates und eines genialen Führers, auch nicht nur einer gehorsamen, willigen Gefolgschaft. Nein, er be-

darf dringend einer verstehenden Gefolgschaft, weil nur eine verstehende Gefolgschaft die *Mitwirkung des Volkes* herbeiführen kann, die Clausewitz verlangt, damit die Gesamtheit der Nation in die Waagschale geworfen werde. Die Mitwirkung des Volkes muß aber ausgehen von einer geistig-seelisch einheitlichen Basis. Die Mitarbeit muß außerdem angepaßt sein der *Art des Volkes*, um die es sich handelt, also der deutschen.

Clausewitz hat die Schwächen unserer Art so erkannt, wie wir sie nicht nur aus unserer Geschichte, sondern auch aus eigener bitterer Erfahrung kennengelernt haben. Es gehöre, meint Clausewitz zum Beispiel, zu den Kennzeichen unserer *Art*, daß wir dazu neigen, irgendwie individualistisch auseinanderzustreben. Die *Lage* unseres Staates erfordert dagegen, alle wehrbrauchbaren Kräfte fest und straff zusammenzufassen. Daraus folgert Clausewitz, daß die *wehrpolitische Erziehung* angepaßt werden muß sowohl der Art als der Lage. Aus der Art herausgewachsen war der Deutsche Bund als ein Mosaik von Staaten verschiedenster Form. Clausewitz sagt sogar, daß die republikanische Form am besten der deutschen Unart entspricht, weil sie dem kritischen Raisonnement, der Sucht, mitzuregieren, statt — wie es Clausewitz fordert — die großen Ziele der Führung nur mitzufühlen, am meisten Vorschub leistet. Diese Ziele müssen allerdings nach der Meinung des großen Denkers erhaben und darum erhebend sein. Wer dürfte behaupten, daß sie heute fehlen!

Weiter entnehmen wir der Clausewitzschen Hinterlassenschaft, daß eine *Einigung des deutschen Volkes nicht anders als durch Gewalt* zu erzielen sei. Inzwischen hat die deutsche Geschichte diese Auffassung des soldatischen Philosophen eindeutig bestätigt. Wir wissen ja auch, daß sich Clausewitz mit dieser Denkweise in Übereinstimmung mit manchem großen deutschen Sohne, nicht zuletzt mit Bismarck, dem Kanzler des Blutes und Eisens, befindet.

Clausewitz erkannte aber auch, daß es ein tragisches Kennzeichen unserer Lage sei, sich immer irgendwie zahlenmäßig in der Minderheit zu befinden. Seiner Theorie schwebt deshalb stets der Schwächere vor, der einer theoretischen Stütze am meisten bedarf.

Da es einen anderen Ausgleich als den des überlegenen Innenwertes gegen diese Überlegenheit der Zahl um uns herum nicht gibt, erinnert er daran, daß dieser Innenwert gesteigert werden könne nur durch den Geist, der die Zahl belebt, und daß der Geist im Völkerringen letzten Endes immer das Entscheidende sei.

Dafür hat uns die Vergangenheit, und zwar vor allen Dingen die jüngste Vergangenheit, so manchen drastischen Beweis geliefert: Wer wollte leugnen, daß wir uns bis zur Machtergreifung 1933 wehrpolitisch in einem Zustande befunden haben, der eigentlich keinem einzigen Deutschen erlaubte, nachts ruhig zu schlafen! Die militärische, zahlenmäßige und waffentechnische Überlegenheit um uns herum war so gewaltig, daß es eine Kleinigkeit gewesen wäre, uns irgendwie mengenmäßig, mechanisch, stofflich niederzuwerfen und zu erdrücken. Warum ist das nicht geschehen? Doch wohl einzig und allein darum, weil diesen militärischen Maschinerien, diesen großen Klötzen um uns herum der Odem, der Geist und die sinnvolle Sendung gefehlt haben, die nötig gewesen wären, um unsere hochgerüsteten Nachbarvölker zu der Überzeugung zu bringen, daß ihnen nicht nur ein stofflicher, sondern auch ein geistig-seelischer und dadurch schöpferischer Sieg über Deutschland winke. Dieser aber hat ihnen niemals gewinkt! Es war auch 1918 nur ein stofflich mengenmäßiger Sieg, den die andere Seite erfochten hat. Aus diesem Grunde allein hat die Gegenseite, hat der Feindbund diesem „Siege" keine schöpferischen Werte abgewinnen können. Deshalb verdient dieser Sieg, wie wir wissen, apostrophiert zu werden, weil nur dann von einem wirklichen Siege gesprochen werden kann, wenn er auch geistig-seelisch erneuernde Kräfte liefert. Diese Kräfte aber hat in uns nicht der Sieg, sondern die Niederlage geweckt. Deshalb ist es notwendig, daß wir bei allem Heroismus, den uns Clausewitz lehrt, bei allem Heldensinn doch aus einem gesunden Wirklichkeitssinn heraus die Möglichkeit des Mißerfolges auch für die Zukunft in den Bereich unserer wehrpolitischen Betrachtungen ziehen. Das ist nicht Pessimismus, das ist nicht Ängstlichkeit, das ist nicht etwas, was uns in Wirk-

lichkeit niederdrücken darf. Nein, im Gegenteil! Das ist etwas, aus dem wir die Kraft saugen müssen, daß auch der mechanische Mißerfolg uns nicht umwerfen wird, der im Verlaufe irgendeines Großkrieges da oder dort nicht ausbleiben kann, und daß aus diesem Mißerfolg heraus unter Umständen mehr schöpferische Kräfte hervorgehen können als aus einem billigen, leichten Siege.

Die deutsche Geschichte weiß von solchen, für das Volksganze bequemen Siegen. Ich brauche nur an die Jahreszahlen 1866 und 1870/71 zu erinnern. Diese Kriege haben wehrpolitisch erzieherisch nicht spannend, sondern erschlaffend auf das deutsche Volk gewirkt. Umgekehrt hat das Jahr 1918 im Enderfolge und schließlich in der nationalsozialistischen Bewegung und im nationalsozialistischen Staate uns die Kraft gebracht, von der wir hoffen können, daß sie auch in Zukunft ausreichen wird, um uns zu behaupten. Deshalb ist es eine Abkehr von Clausewitzscher Gedankenweisheit und ein Rückfall in böse Gestrigkeit, wenn man uns heute hier und da immer noch erzählen will, wir wären 1918 erlegen, weil es uns an Speck gefehlt habe. Wir sind am Ungeist oder am Mangel an heroischem Geist zusammengebrochen, das heißt im Widerspruch zu dem Geiste, den einst schon vor uns Clausewitz gelehrt hat und der nicht erst im Jahre 1918, sondern schon Generationen vorher erlahmte und schließlich verschwand. Wir dürfen überhaupt nie glauben, daß mit stofflich-technisch-mechanischen Einzelmitteln ein so gigantischer Vorgang wie ein großes Völkerringen entschieden werden kann. Die Summe der Fähigkeiten, die Summe der Teilkräfte und vor allem andern: die Summe der seelich-geistigen Kräfte ist es vielmehr, welche die Entscheidung in dem Ringen der Völker herbeiführt. Clausewitz warnt daher, sich in „Spezialanalysen“ zu verlieren. Er mahnt, sich an die „Totalerscheinungen“ zu halten und sagt: „Der Geist ist es, der den Körper baut.“ Es kann also nur ein wehrhafter Geist einen wehrhaften Körper zustande bringen. Gerade das gehört aber zu den Kennzeichen unserer Zeit, daß alles Ringen zwischen den großen Völkern sich in einer vorher nie gekannten Weise nach der seelisch-geistigen Seite hin verlagert hat. Es ist nicht wichtig, welche militärischen Einzelheiten

sich in und um Spanien vollziehen. Wichtig ist dagegen, daß Spanien zum Schlachtfeld gewaltiger positiver und negativer Ideen geworden ist, die sich dort abringen, und daß diese Ideen eine viel viel stärkere Triebkraft in der Entwicklung der Dinge bedeuten als die gewaltigen Heere, Seeflotten und Luftflotten, die seit nunmehr fast zwanzig Jahren sozusagen Gewehr bei Fuß stehen.

Militärische Maschinerien bedeuten nichts ohne irgendeinen Odem, der aus einer Sendung herausbricht, aus dem eine Sendung spricht, ohne einen Geist, der heldisch genug ist, um sich einzusetzen. Die militärische Bereitschaft ist nichts, wenn nicht die geistig-seelische Bereitschaft, die Clausewitz von uns fordert, dahinter steht. Die militärische Disziplin in der Wehrmacht genügt nicht, wenn nicht auch, zum Beispiel, Verbraucherdisziplin in der Nation lebt. Die größte Wehrmachtsmasse bedeutet wenig, wenn nicht in der Volksmasse der gleiche Odem weht. Klötze und Gesetze werden nichts nützen, wenn ihre Stärke nicht auf Innenkräften beruht, wenn die „moralischen Hauptpotenzen", von denen Clausewitz immer und immer wieder spricht, schweigen und dem mechanischen seelenlosen Terror die Stunde gehört.

Auch dafür fehlt es in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart nicht an Beispielen. Da es im Wesen der Lehrtätigkeit dieser Hochschule liegt, möglichst in Fühlung zu bleiben mit den Ereignissen, die sich um uns abspielen, so sei daran erinnert, daß in der Zeit des italienisch-abessinischen Krieges Großbritannien seine große Flotte in einem alarmierenden Tempo und Umfang im Mittelmeer zusammenzog. Kein Zweifel, daß damals in Rom bange Stunden aufkamen; aber bestimmt nur bis zu der Sekunde, zu der man in Rom erkannte, daß hinter dieser maritimen Fassade die Einsatzbereitschaft der britischen Nation nicht stand. Man hätte damals tausend Engländer einzeln fragen können und wahrscheinlich von jedem die Antwort erhalten, daß dieser abessinisch-italienische Konflikt ihnen zur Zeit für einen Großkrieg mit unabsehbarem Ausgang nicht lohnend genug sei.

Ein ganz ähnlicher Vorgang hat sich abgespielt zu der Zeit des letzten der kühnen Märzentschlüsse unseres Führers. Der letzte

war bekanntlich die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, nachdem die Wiederbesetzung der Rheinlande und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vorausgegangen war. Heute können wir Volksgenossen begegnen, die mit billigem Treppenwitz sagen, man habe ja gewußt, daß von der anderen Seite drüben nichts geschehen würde. Allein man weiß, daß die Entschlüsse in Frankreich auf des Messers Schneide standen, und daß man damals im Schoße der französischen Regierung sehr ernsthaft erwog, ob nicht militärische Maßnahmen gegen Deutschland geboten seien. Merkwürdig genug: Diese Maßnahmen sind unterblieben auf Vorschlag des verantwortlichen Soldaten gegen die Absichten der führenden Staatsmänner. Männer wie Flandin und Sarrault waren für ein militärisches Einschreiten gegen Deutschland. Männer wie General Gamelin, der Chef des französischen Generalstabes, waren dagegen. Wir können daraus lernen, daß, wie schon Clausewitz vor 130 Jahren sagte und wußte, eine entscheidende bewaffnete Auseinandersetzung nur dann gesucht werden darf, wenn die Gesamtheit, die Gesamtheit der Nation mit allen ihren personellen, materiellen und ideellen Teilkräften zusammengefaßt dahinter und zugleich im Dienste einer volksverbundenen Politik steht, an deren großen Zielen die Nation inneren Anteil nimmt. Dieses Gefühl bestand bei General Gamelin anscheinend nicht. So billig und so leicht es gewesen wäre, rein militärisch einen örtlichen Erfolg im Rheinland gegen die symbolische Besetzung unserer neunzehn Bataillönchen zu erringen, war der verantwortlich beratende Soldat doch klug und weitblickend genug, um auf dieses unvernünftige militärische Experiment zu verzichten. Die Zeit der militärischen Kriege ist eben vorbei. Der latente Kampf, der sich heute militärisch, wirtschaftlich oder auch weltanschaulich abspielt, ist ein Ringen zwischen Volk und Volk, an dem keine Einzelkraft irgendwie unbeteiligt bleibt. Aus diesem Grunde ist Wehrpolitik keine Angelegenheit der Kaserne, sondern es ist die Kaserne eine Angelegenheit der Nation, die jeden angeht, Mann wie Frau, Alt wie Jung, gleichviel welchen Standes, welchen Berufes, was er auch sei und wo er stehe. Das ist Universalität im Clausewitzschen

Sinne. Das ist die Gestalt des absoluten Krieges in seiner Totalität. Ist nun ein Krieg, wie Clausewitz uns sagt, niemals etwas anderes als ein Fazit der Friedenszeit, insbesondere der gesellschaftlichen, also sozialen Zustände, die dem Kriege voraus-gegangen sind, so ist es unsere wehrpolitische Pflicht, eine Wehr-totalität zu pflegen, aus der dann die absolute Gestalt des totalen Krieges mit Aussicht auf Erfolg hervorgehen kann.

Trotzdem soll man über dieser Totalität nicht vergessen, daß, wenn es zu einer bewaffneten Auseinandersetzung kommt, die Wehrmacht als das wichtigste Instrument der Kriegführung der eigentliche Prüfstein ist. Sie, die militärische Wehrfront, ist dennoch nur eines von den mehreren großen Resultaten der voraufgegangenen Wehrpolitik. Die Wehrtiefe, das heißt die Arbeitsfront und die kulturelle Front, sind die beiden anderen großen Resultate, auf die Clausewitz hinweist. Aber die Waffenentscheidung ist und bleibt nach der Meinung des Philosophen das oberste Gesetz des Krieges und darum bleibt auch im Frieden die Pflege der Waffenmacht die vornehmste wehrpolitische Aufgabe. Was wir für die Wehr-macht tun, tun wir für das Volk. Was wir für das Volk tun, wird der Wehrmacht zugute kommen. Die Wechselwirkung zwischen beiden ist so stark, daß eine Wehrmacht, eine militärische Front, die nicht von einer nährenden Wehrtiefe getragen wird, verurteilt ist zu dem Schicksal des Fisches, den man aufs Trockene wirft. Es wird auch die Nation als Ganzes, der Rückhalt dieser Wehrmacht, nicht zu seinen Arbeitsrechten, nicht zu seinen so-zialen Rechten, nicht zu den Lebensbedingungen kommen können, deren die Nation bedarf, wenn sie des Schutzes der militärischen Front entraten müßte.

So sehen wir, daß alle wehrbrauchbaren Teilkräfte irgendwie zusammengekoppelt sind. Wir sehen — und das ist es, was uns Clausewitz immer und immer wieder eindringlich vor Augen zu führen versucht —, daß keine Einzelkraft, welche es auch sei, ob personell, stofflich oder ideell, in der Lage ist, irgendeine Ent-scheidung herbeizuführen. Teilentscheidungen und Einzelerfolge sind nicht mehr als Abschlagszahlungen. Der Gesamtwert des

Enderfolges, also des Friedens, der dem Kriege folgt, entscheidet über den Wert des Krieges, und zwar muß es ein politischer Enderfolg sein. Der militärische genügt nicht. Das schöne, aus gesundem Selbstbewußtsein in manchen Bereichen gepflegte Wort: Wir schaffen es allein — hat wehrpolitisch keine Gültigkeit, mindestens: keine mehr. Wir schaffen es nur zusammen. Nur, wenn wir uns dessen erinnern, daß wir alle in einem Boote sitzen, daß wir eine Schicksalsgemeinschaft sind, daß wir nicht dazu da sind, uns gegenseitig den Vorrang streitig zu machen, sondern den wehrpolitischen Zusammenklang zu pflegen haben, erst dann sind wir wehrpolitisch auf dem richtigen Wege, erst dann befinden wir uns in Übereinstimmung mit Clausewitz, die heute herauszustellen mein Bemühen ist.

Nun hat uns Clausewitz eine Theorie vom Kriege, man kann auch sagen: eine Philosophie über den Krieg gegeben, die schon als Begriff den einen oder anderen Volksgenossen abschrecken mag. Wir verbinden mit „Theorie" leicht das Attribut „grau", mit Philosophie leicht die Idee, daß es sich dabei um irgend etwas Weltfremdes handelt. Daß dem bei Clausewitz nicht so ist, geht schon daraus hervor, daß er es eine jammervolle Theorie nennt, wenn sie sich darin erschöpfen wollte, nur das rein Rechnerische zu pflegen, und daß er es als eine kümmerliche Philosophie bezeichnet, wenn sie da aufhört, wo das Unwägbare beginnt. Sie schwebt zwischen den Tatsachen, ohne die Tatsachen zu vergewaltigen. Sie läßt nie die Fühlung mit dem sinnlich belasteten oder beschwingten Menschen außer acht. Gerade darum kann sie den Soldaten, den führenden wie den geführten, bis aufs Schlachtfeld, bis ins Trichterloch, bis in den Waffenkampf hinein begleiten. Allerdings nicht, um ihn dort mit Grundsätzen zu gängeln, sondern um aus ihnen nach freier Entscheidung zu schöpfen. Grundsätze der Theorie, Thesen der Philosophie, meint Clausewitz, bedeuten im Kriege wenig. Ihre Verwirklichung nach dem Bedarfe des Einzelfalles ist alles. Er vertritt eine *Philosophie des Handelns*, nicht der spitzfindigen Klügeleien, und darum auch den Satz: *Philosophie und Erfahrung dürfen sich niemals widersprechen.* Daher

lehrt uns Clausewitz auch, daß eine Theorie vom Kriege eigentlich immer nur das Kühnste fordern könne und daß sie keineswegs den seelischen Schwung zu lähmen braucht, sondern dem Kampfwilligen sehr wohl seelische Kraft zuzuführen vermöge. „Das Kühnste braucht nicht immer das Klügste zu sein“, sagt er, „aber niemals hat es einen großen Feldherrn ohne Kühnheit gegeben.“ „Größte Kühnheit kann tiefste Weisheit sein.“ Mut belebt, Furcht lähmt die Entschlußkraft.

Allein, bei den geistig-seelischen Kräften müssen wir das Gefühlsmäßige und das Verstandesgemäße scharf unterscheiden, so unterscheiden, wie es Clausewitz tut: Bei all den Gegenüberstellungen, die er uns zeigt, kommt er immer wieder zu dem Schlusse, daß zwischen diesen beiden Momenten, zwischen dem kühlen Verstande, zwischen dem kühlen Kopfe und dem heißen Herzen das heiße Herz das wichtigere sei. Tapferkeit ohne Weisheit gleicht zwar vielleicht dem vergeblichen Hieb. Aber Weisheit ohne Tapferkeit gleicht dem Schwert ohne Griff. Trotzdem möge das Vernunftgemäße, möge auch die Bildung im wehrpolitischen Sinne nicht unterschätzt werden! Nicht, daß Clausewitz gelehrte Offiziere gefordert hätte. Aus ihnen sind, nach seiner Meinung, noch niemals große Feldherren hervorgegangen. Aber ungebildete Führer von Feldherren-Bedeutung vermag er in der Geschichte ebensowenig zu entdecken. Diese Bildung ist freilich auch wieder verstanden als eine Synthese zwischen Geistesbildung und Herzensbildung, zwischen Wissen und Charakter, zwischen Schulkenntnis und Lebensweisheit. Wer wollte, unter solchen Gesichtspunkten gesehen, sagen, daß, zum Beispiel, Blücher ein Ungebildeter gewesen wäre! Die wundervolle, klassisch einfache Art, mit der er manchmal komplizierte Zusammenhänge zu formulieren wußte, zeigt uns vielmehr, wie in dem Führer das Gefühlsmäßige letzten Endes doch die stärkste Triebkraft sein muß: Als der große Korse zu seinem letzten Hundert-Tage-Ruhm noch einmal aufbrach, um bei Waterloo zu enden, sagte Blücher: „Napoleon ist doch ein dummer Kerl.“ Damit war der Kern dieses verfehlten militärischen Veteranen-Abenteuers getroffen. Ein anderes Mal schreibt der Marschall Vorwärts in einer Recht-

schreibung, die nach unserem heutigen Großen Duden zweifellos stark anfechtbar sein würde: „Der letzte Tropfen meines Blutes und die letzte Faser meines Leibes gehören dem Vaterlande.“ Wenn so etwas mit dem Herzblut geschrieben wird, ist es gleichgültig, in welcher Orthographie man es schreibt. Aus solchem Geiste heraus müssen die Führer gewachsen sein, aus solchem Geiste müssen wir den Begriff der Bildung verstehen, ohne darüber zu vergessen, daß auch die wissenschaftliche Bildung ihres wehrpolitischen Ranges bedarf, daß Bildungslücken gelegentlich auch Wehrlücken sein können. Bildung ist Waffe. Gehobene Bildung ist geschärfte Waffe, und je ähnlicher das organisatorisch-waffentechnische Bild der großen Heere ist, um so entscheidender wird, nach Clausewitz, die geistige Überlegenheit eines Offizierskorps oder der Genius eines Feldherrn sein. Gewiß führt Geist immer irgendwie vom Paradiese des unbefangenen Handelns fort. Aber im Kampfe um dieses Erdendasein darf Geist da am wenigsten fehlen, wo der Kampf mit Waffen geführt werden muß. Wir begegnen also bei Clausewitz einer Denkweise, die sich vollständig absetzt von dem Mechanischen, von dem rein Sachlich-Militärischen, aber gerade dadurch den zeitlosen Wert erhält, den wir heute an ihr erkennen. Aber ich wiederhole, daß diese Denkweise gruppiert sein will um den deutschen Menschen, so wie er ist, und um die Lage des deutschen Staates, so wie sie sich uns darstellt, und zwar müssen wir diese Lage für gefährdeter halten als die zu Clausewitzens Zeiten. Er hat zwar, wie später auch Bismarck, richtig gefühlt, daß in unseren deutschen Raum von außen Kräfte hineindrängen, die instinktiv von diesem Drange gar nicht lassen können. Allein, inzwischen ist das östliche und südöstliche Europa, so wie es heute unsere Ost- und südöstlichen Grenzen umlagert, gegen Deutschland geschaffen worden. Es kommt also darauf an, diesen gegen Deutschland geschaffenen Staatenwirrwarr für Deutschland tragbar zu machen. Clausewitz trifft geradezu einen Nagel des zwanzigsten Jahrhunderts auf den Kopf, wenn er von kleinstaatlichen Mißgestalten meint, sie würden schließlich nur zum Grenzgebiete für andere, mächtigere Staaten. Man vergleiche

mit diesem, ein Jahrhundert alten Gedanken den Ausspruch Baldwins: „Unsere Grenze ist der Rhein." Oder die Tschechoslowakei als Flugzeugmutterschiff Frankreichs und Sowjet-Rußlands! Man wird dann Clausewitz als einen Seher anerkennen müssen, der uns die Torheiten von Versailles so sehen lehrt, wie sie es verdienen.

Der staatliche Lebensraum ist nicht nur nach der politischen Grenze, ist nicht nur regional, sondern auch wirtschaftlich und kulturell zu begreifen. Aus diesen drei Momenten wächst das Gefühl der deutschen Sendung hervor, die uns die Richtung zu geben hat für alles das, was wir wehrpolitisch treiben. Mehr als einmal hat der Führer seine Bereitwilligkeit erklärt, in diesem Raume so wenig wie möglich Waffen zu haben. Mehr als einmal hat er erklärt, daß wir eine andere wehrpolitische Aufgabe, als uns zu behaupten, nicht hätten. Erst als im Laufe von vierzehn Jahren die Gegenseite uns immer und immer wieder von neuem den Beweis geliefert hat, daß sie zu dieser Entspannung, die Deutschland von innen heraus suchte, von außen her nach Deutschland hinein nicht bereit war, erst dann hat das begonnen, was man fälschlicherweise die deutsche Aufrüstung nennt und niemals anders als Nachrüstung nennen dürfte. Es ist in Deutschland keine Patrone gedreht, kein Soldat neu ausgebildet, keine Kanone neu gebaut, kein Geschütz neu gegossen worden, das nicht ein Echo darstellte gegen das, was man drüben jenseits der Grenzen vielfach in vergrößertem Maßstabe seit dem Ende des Weltkrieges getan hat. Deshalb finden wir uns auch hier wieder mit Clausewitz in dem Grundgedanken zusammen, daß jede deutsche Rüstung immer irgendwie von dem defensiven Gedanken beherrscht sei, daß ihr an sich nichts innewohne, was irgendwie aggressiv über die Grenzen hinauszielt, sondern daß sie, zur Wahrung und Mehrung des deutschen Volkes aufgebaut, eine Gewähr des Friedens für alle, eine Gefahr für niemanden bedeutet.

Es ist noch nicht lange her, daß der Führer einem Ausfrager geantwortet hat, es wäre einer seiner ersten sozialen Aufgaben, jeder Arbeit, auch der geringsten, Seele einzuhauchen. Eine

geradezu klassische Übereinstimmung mit Clausewitz! Denn dieser schreibt in seinem Werke „Vom Kriege“, daß seelenlose Rüstungen nutzlose Rüstungen seien. Wie zeitgemäß dieser Clausewitzgedanke ist, lehrt das riesige sowjetische Beispiel. Kein Zweifel, daß die sowjetische Rüstungssubstanz in mancher Beziehung beachtlich ist, daß man nicht gedankenlos oder geringschätzend an ihr vorübergehen kann und darf, sondern mit ihr rechnen muß. Allein, bis heute ist es noch nicht gelungen, dieser gewaltigen militärischen Maschinerie einen Geist einzuhauchen, von dem erwartet werden könnte, er bedeute die Zukunft für Rußlands Staat, Land und Völker. Skrupelloser, terroristischer Ungeist ist kein Ersatz für heldischen Sinn. Ungeist kann wohl Klammern liefern, auch gewaltige Werte vernichten oder gewaltige Fehlwerte schaffen. Aber das Schöpferische bleibt ihm versagt. Als Geisel Europas ist das Sowjetheer denkbar, als erneuernde Kraft im Dienste sowjetischer Sendung selbst dann nicht, wenn wir bei der sowjetischen Truppe einigen primitiven Heroismus vermuten. Der Heroismus, den wir pflegen, muß jedenfalls, nach Clausewitz, auch seine vernunftmäßige Unterlage haben. Er darf kein Rausch sein. „Heroismus aus Vernunft“ ist allerdings eine Clausewitzsche Prägung, die manchem Volksgenossen schwer verständlich scheinen mag. Und doch ist diese Synthese gerade das, was wir brauchen. Denn niemandem bleibt im Laufe eines langen Krieges erspart, gelegentlich heldischen Sinn betätigen zu müssen ohne Aussicht auf Erfolg, ohne Einsicht in den Nutzen des Opfers, nur weil man einfach nichts anderes tun kann. Also wird schließlich doch aus Vernunftgründen gehandelt. Zwar ist die Waffenehre eine nicht geringere Verpflichtung als die Einsicht, daß gar nichts anderes übrig bleibt denn der volle Einsatz. Zwar ist die Kraft zum Gehorsam, also ein seelischer Impuls, ebenso wichtig wie kluges Sichfügen in die Notwendigkeiten des Ganzen. Allein die Vision des glorreichen Unterganges, die Clausewitz seinem kronprinzlichen Schüler zeigte, und zwar als Vorbedingung zeigte für kühnes Wagen, ist schließlich doch aus der verstandesmäßigen Überlegung geboren, daß es im Kriege große Erfolge ohne große

Gefahren nicht gibt: Philosophisch-schöpferische Erfahrung, statt erfahrungsfremde Philosophie!

So sehen wir denn Clausewitz vor uns als den Vorkämpfer eines hochherzigen deutschen Menschentums, das nur sich selber treu zu bleiben braucht, um sich zu behaupten. Gewiß hat Clausewitz, wie ich zeigte, die Schwächen unserer Art ebensowenig verkannt, wie wir das tun dürfen. Aber er wie wir dürfen und können zu dem Ergebnis kommen, daß diese Art, richtig begriffen und richtig betreut, uns alle erdenkliche Berechtigung gibt, zuversichtlich in die Zukunft zu sehen und an uns selbst zu glauben.

Mit dem deutschen Soldaten hat der Weltkrieg den besten Soldaten der Welt geliefert. Es darf in uns kein Zweifel darüber sein, daß auch in zukünftigen Kriegen das deutsche Volk den besten Soldaten liefern wird. Dazu gehört ein Maß von Zuversicht, das, zugegeben, in jungen Jahren zuweilen der eignen Leistung vorauseilen mag. Aber wir Älteren dürfen die Jugend darum nicht schelten. Im Gegenteil, wir müssen uns zu der Auffassung bekennen, daß Zuversicht im soldatischen Leben schon die Hälfte der Leistung ausmacht und daß — wie Clausewitz meint — die Kühnheit ohnehin mit wachsender Verantwortung abzunehmen pflegt. Wir können mit dieser Zuversicht nicht darauf warten, bis wir zwanzig zweijährig ausgebildete Jahrgänge haben. Wir müssen das Selbstgefühl in uns tragen, daß, sofern wir die wehrpolitischen Leistungen aus uns herausholen, die unserer Leistungsfähigkeit entsprechen, wir unbedingt zu einer wertmäßigen Überlegenheit kommen werden, die sich durch die zahlenmäßige Überlegenheit um uns herum nicht geschreckt fühlen darf, sondern gehoben fühlen kann.

Clausewitz fordert dennoch, „immer recht stark zu sein, vor allem an den entscheidenden Punkten“. Woraus sich für uns die Verpflichtung ergibt, gesteigerte Volkszahl für gesteigerte Wehrkraft zu halten. Freilich handelt es sich nicht um eine gedankenlose Vermehrung der Zahl. Schiller sagt bekanntlich: „Millionen bemühen sich, daß sich die Gattung vermehre, aber nur durch wenige steiget die Menschheit hinauf.“

Aber damit ist nicht widerlegt, daß eine absinkende Geburtenkurve absinkende Wehrkraft bedeutet. Jedenfalls folgen wir Clausewitzens Spuren, wenn wir unsere wehrpolitische Lage auch an der biologischen messen und nicht vergessen, daß zu guter Wehrpolitik auch eine gute Bevölkerungspolitik gehört.

Clausewitz, ein Vorkämpfer der deutschen Art, wie wir sie heute brauchen. Clausewitz ein Prophet des deutschen Staates, so wie wir ihn heute haben, und Clausewitz ein Vertreter des Heldensinnes, der, ohne irgendwie Rausch zu sein, mit Wirklichkeitssinn genug gepaart ist, um durch keine irgendwie ernst geartete Zukunftslage entmutigt zu werden.

Aber der große Soldat ruft uns auch zu: „Die Zeit ist Euer. Was sie sein wird, wird sie durch Euch sein." Das heißt: Kein Trost auf ferne Zeiten ist für uns ein brauchbares Rezept, um unsere deutsche Sendung zu erfüllen. Vielmehr muß jeder Volksgenosse schon heute prüfen, inwieweit er sich selbst in die wehrpolitische Arbeit einschalten kann, die der Steigerung unserer Wehrkraft gilt. Darum liegt der Hauptwert des Clausewitzschen Werkes „Vom Kriege" weniger in dem Kriegsbilde an sich, das es uns bietet, als in den wehrpolitischen Friedensforderungen, die wir aus dieser Kriegstheorie abzuleiten haben. Sie muß uns dahin führen, daß unsere Kriegstüchtigkeit um so mehr wächst, je länger der Frieden dauert. Clausewitzens Gedankengut muß dem Frieden dienstbar gemacht werden, weil die allumfassende Vorbereitung des totalen Krieges, das aufgeklärte Vorstellungsvermögen von diesem elementaren Ausbruch brutaler Gewalt, wirklich ins Volk gedrungen, zugleich das beste Mittel zur Vorbeugung des Krieges ist. Jedes militärische Instrument, jede kriegswirtschaftliche Kraft kann zerschlagen werden, eine in langer, zäher Friedensarbeit seelisch-geistig gehärtete Haltung der Nation nicht. Ihr muß also alle wehrpolitische Arbeit ebenso gelten wie der militärischen und wirtschaftlichen Rüstung. Wir brauchen vorbereitete Menschen, statt vorgefaßter Meinungen. Erst dann werden wir der Clausewitz-These gerecht, daß die erhebende Einsicht stärker sein müsse, als es die oft niederziehenden Eindrücke des Krieges sind. Erst

dann sind wir nicht mehr in der Gefahr — vor welcher Clausewitz besonders eindringlich warnt —, daß der nur oberflächlich gestützte Friedenshalt erschütternden Überraschungen zum Opfer fällt. Eine solche Überrumpelung lag 1918 für Millionen vor. Der Zukunftskrieg, den kein vernünftiger Deutscher wünscht, muß vorbereitetere, aufgeklärtere und darum widerstandsfähigere Millionen finden. Gewiß sagt Clausewitz mit Recht, im Kriege gehe der Gehorsam über alles. Gewiß kann in der Wehrmacht die Disziplin nicht von der Antwort auf die Frage Warum? abhängig gemacht werden. Aber außerhalb der Wehrmacht, im Rahmen der Nation, muß die wehrpolitische Friedensaufklärung dafür gesorgt haben, daß im Kriege die Frage Warum? so wenig wie möglich gestellt wird. Unverstand ist und bleibt Widerstand. Zwar ungewollter, aber doch unwillkommener. Allerdings ist richtig, daß der Deutsche ergriffen sein will, um willig zu folgen. Clausewitz hat deshalb nur allzu recht, wenn er meint, noch nie sei ein Staat nur mit Vernunftgründen geleitet worden, und wir dürfen hinzufügen: am wenigsten ein deutscher Staat auf wehrpolitischem Gebiete. Allein, Millionen unserer Volksgenossen wollen auch begriffen haben, um sich mit Hingabe einzusetzen, und um uns dieser Tatsache bewußt zu bleiben, dafür ist Clausewitz für unsere Zeit der rechte Mann. Nicht, daß wir des großen Denkers bedürften, um unseren heutigen Führer zu verstehen. Wohl aber, um Adolf Hitler in vielem durch Karl von Clausewitz bestätigt zu finden. Mit Unrecht würde man daraus ableiten, daß dadurch die nationalsozialistische Bewegung und ihr Staat an dem Ruhme verlöre, wirklich Neues schöpferisch gezeitigt zu haben. Mit um so tieferer Dankbarkeit dürfen wir an dieser Bestätigung erkennen, daß wir durch das Dritte Reich wieder in die geschichtliche Bahn der deutschen Sendung zurückgeführt worden sind. So wenig Verständnis Clausewitz für ein isoliertes Preußentum hatte, so wenig kann der Deutsche von heute Österreich als einen Fremdkörper im deutschen Raum ertragen. So wie schon Fichte nach dem „Zwingherrn der deutschen Einigkeit“ rief, fühlt sich unser heutiger Führer als Berufener dieser Mission. War Clausewitz

im Munde des Auslandes seinerzeit le plus allemand des allemands, so ist Adolf Hitler der Welt von heute die Verkörperung Deutschlands. Bekannte sich Clausewitz zu einem hochgespannten nationalen Ehrgefühl, wie es im Deutschland seiner Zeit keineswegs allgemein lebendig war, so schuf Adolf Hitler dieses Ehrgefühl und dazu eine soziale Entspannung des Staates, wie sie kein deutscher Staat vor ihm gekannt hat.

Zugegeben, daß solche Parallelität manchmal nur zwischen den Zeilen der Clausewitzschen Schriften steht. „Ein Meister schrieb sie für Meister," wie zutreffend gesagt worden ist. Ein Handbuch zum Nachschlagen, ein Lehrbuch zum Nachbeten, eine Eselsbrücke für Dummköpfe hinterließ er uns nicht. Darum wird er auch so oft nur zitiert. Zitate sind immer die billigste, aber auch die dürftigste Beweisführung. Um so seltener wird er studiert. Durchdachte Kommentare sind mühevoller. Er selbst fürchtete sich geradezu vor oberflächlichen Einwänden der Art, wie sie der täglichen Publizistik so leicht unterlaufen. Und nicht zuletzt deshalb verzichtete er in wunderbarer Selbstbescheidung, bar jeden Geltungsbedürfnisses, auf Veröffentlichung seiner Werke zu Lebzeiten. Er war wirklich immer mehr als er schien. Er hatte niemals nur eine Meinung, weil er ein Amt hatte.

Gewisse Kritiker meinen, seine geistige Wirksamkeit reiche allenfalls bis in die Mitte des Weltkrieges. Dem „Frontschwein von 1917/18" habe er nichts mehr zu sagen. An diesem gemessen, wären alle Clausewitzschen Maßstäbe schief. Welch ein Irrtum! Die Ebene, auf der der Frontkämpfer der zweiten Kriegshälfte ausharren mußte, war schief geworden. Aber der soldatische Kern der Gedankenwelt des Kriegsphilosophen von 1818 bis 1933 ist durch eine schnurgerade Linie gerade mit dem phrasenlosen Heldensinn verbunden, aus dem in der Spanne von 1918 bis 1933 die Nation und der Staat erstand, deren und dessen wir uns heute erfreuen dürfen. Man wird bei Clausewitz nicht eine einzige Phrase, das heißt fertigen Gedanken finden, dessen man sich so gedankenlos bedienen kann wie eines Handtuchs. Man wird um so mehr Anregungen entdecken, die zum

Nachdenken zwingen und darum den Handelnden führen können, ohne ihn einem Schema zu überantworten.

Der Feldherr insbesondere, meint Clausewitz, müsse über allem Schema, über allen Formen und Normen, Grund- und Lehrsätzen frei schaltend und waltend stehen wie ein Obelisk am Straßenkreuz, der klar in die gegebenen Richtungen lenkt. Aber der große Denker weiß es sehr wohl, daß die Feldherrnaufgabe oft das Übermenschliche streift, also nicht sie, sondern nur das Feldheer eine erfüllbare zeitgenössische Aufgabe ist, während der begnadete Führergenius immer nur ein Geschenk sein kann, welches das Schicksal der Nation gönnt oder versagt. Ich sagte schon, daß Clausewitz die Führung für um so entscheidender hält, je mehr sich die Heere fachlich gleichen. Aber wir möchten nicht vergessen, daß sich nicht mehr die Heere und Flotten, sondern die Völker messen und daß der genialste Feldherr nicht mehr ausreicht, um eine wehrunbrauchbare Nation zum Erfolge zu führen. Sie, nicht die Wehrmacht, ist das Feldherrninstrument von heute und morgen und in diesem Sinne hat auch die Strategie der Zukunft ihren militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gehalt. Die Strategie ist zwar auch heute noch — wie Clausewitz schreibt — die Lehre vom Gebrauch des Gefechts. Aber das Gefecht will in seinen Kraftäußerungen getragen sein, ja, es wird sogar ebenso wie die Strategie selbst mitbestimmt von den Ausstrahlungen des Kraftfeldes des Staates und der Nation. Das Gefecht ist, so wenig wie die Strategie, ein irgendwie isolierter Akt, sondern eine Teilhandlung des großen Handelns, das man Kriegführung nennt, und diese will Clausewitz als eine Fortsetzung der politischen Friedensführung mit anderen Mitteln verstanden wissen. Ich bekenne mich zu dieser Auffassung und halte jede andere, auch wenn sie von bedeutender Seite stammt, für eine wiederauflebende Erinnerung an die trüben Weltkriegszeiten, zu denen eine miserable Politik dem Feldherrn die richtunggebende und kraftspendende Mitarbeit versagte, deren er zu militärischen Erfolgen bedarf.

Darum ist nichts zeitgemäßer als die Clausewitzforderung, daß alle Wehrarbeit der Gesamtkraft der Nation zu gelten

hat. Es darf sich die wehrpolitische Arbeit nicht konzentrieren auf eine Wehrmacht, die auf Kosten der Wirtschaft gepflegt wird. Es darf sich die wehrpolitische Arbeit nicht auf eine Wirtschaft konzentrieren, unter der die Wehrmacht leiden müßte. Es darf nur eine kulturelle Arbeit geleistet werden, die in allem und jedem den Ausdruck „Wehrkultur“ verdient. Erst dann, wenn diese drei Kraftfelder in eines zusammenschmelzen, können die militärische, die wirtschaftliche und die geistig-seelische Kraft sich gegenseitig stützen. Erst dann wird sich niemand mehr um den Vorrang streiten, sondern sich mit den andern in der Frage zusammenfinden, wie man harmonischen Zusammenklang herbeiführt. Erst dann haben wir im Clausewitzschen Sinne die Aussicht, die Höchstkraft zu entwickeln, die unsere immer irgendwie ernste Lage des deutschen Staates, des deutschen Volkes und des deutschen Raumes verlangt. Nicht dankbar genug können wir dafür sein, daß die staatspolitischen und erzieherischen Bedingungen, die uns der heutige Staat gibt, wehrpolitisch so günstig sind, wie sie das in der deutschen Geschichte noch niemals waren. Wir alten Soldaten wissen, was es bedeutet, sich auf sein militärisches Fach zurückziehen zu müssen, weil man außerhalb dieses Fachbereichs Verständnis für unsere Arbeit nicht hatte. Heute liegen die Dinge so, daß es die wehrpolitisch geringschätzende Bemerkung des Fachmanns — „Davon verstehst du nichts“ — nicht geben darf, sondern daß man im Gegenteil als Fachmann dem Laien sagen und ihn fragen muß: Wie verständigen wir uns?

Auf diesem Wege werden wir uns allmählich von der gehorsamen zur verstehenden Gefolgschaft wandeln. Erst wenn der Mann, der uns heute führt, eine verstehende Gefolgschaft hinter sich weiß, erst dann, wenn der von Clausewitz geforderte Geist unter den Waffen nicht fehlt, werden wir allen den Stürmen gewachsen sein, die möglicherweise noch über unser Vaterland hinwegbrausen.

Damit bin ich am Ende meiner Ausführungen. Ich kann mir wohl denken, daß der eine oder andere über die Einfachheit dieser Gedanken überrascht sein mag. Aber diese Vereinfachung ist etwas

viel zu Dringliches, und wir sind in der Vorkriegszeit viel zu arg geschädigt gewesen dadurch, daß eine Gedankenwelt wie die von Clausewitz eigentlich nur Gemeingut eines ganz kleinen Zirkels war, um nicht heute alles Erdenkliche zu tun, damit selbst die kompliziertesten Gedankengänge auf einen Nenner gebracht werden, der draußen in der ganzen Breite der Nation verstanden werden kann. Es nützt uns nichts, wenige Clausewitz-Kenner zu haben. Es hat uns auch nicht hinreichend genützt, daß sich, wie Schlieffen sagte, ein ganzes Geschlecht bedeutender Soldaten an dem großen Denker herangebildet hat. Erst dann werden die Clausewitz-Werte Volkswerte geworden sein, wenn jeder im deutschen Volk, gleichviel wer er ist, mindestens das Nötigste von Clausewitz und um Clausewitz weiß. Der einfache Mann, dessen Aufnahmefähigkeit bekanntlich im allgemeinen viel größer ist, als man anzunehmen geneigt ist, muß wissen, wer Clausewitz war, muß wissen, daß der heldische Sinn, den der Führer uns lehrt und vorlebt, auch in Clausewitzschen Gedanken seine Wurzeln hat. Es ist dazu nicht nötig, daß man möglichst viel Wortlaut aus der Clausewitzschen Wissenschaft zitiert. Es ist vielleicht auch bemerkenswert, daß in dem Buche „Mein Kampf“ und im „Mythos“ von Alfred Rosenberg das Wort „Clausewitz“ nicht vorkommt. Erst an den Nürnberger Parteitagen hat der Führer wiederholt auf Clausewitz Bezug genommen. Trotzdem finden wir eine geradezu erfrischende Übereinstimmung des Geistes zwischen Clausewitzschen Auffassungen und denen unseres Führers. Ich meine, eine solche Harmonie großer Geister wird besonders überzeugend gerade dadurch, daß diese beiden Männer auf ganz verschiedene Weise mit ganz verschiedenen Gedankengängen zu dem gleichen, einen Ziele kommen, nämlich zu dem: Daß es für ein Volk nichts Höheres geben darf, als die Freiheit und die Ehre der Nation.
